

# Savannenherz



# Savannenherz

Rymur oddi Dynyol

## **Impressum**

© 2025 Rymur oddi Dynyol

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:

tredition GmbH  
Heinz-Beusen-Stieg 5  
22926 Ahrensburg  
Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter:

Raphael Wendling-Rollmann (als Rymur oddi Dynyol)  
Valstraße 15  
56829 Pommern  
Germany.

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:  
[drachenzahn@gmx.net](mailto:drachenzahn@gmx.net)

# Inhaltsverzeichnis

Namenlos .....	7
Dreckball .....	23
Baden .....	33
Opferung .....	45
Unantastbar .....	65
Zwietracht .....	87
Zu Hause .....	105
Vergangenes .....	122
Stämme .....	131
Zähne .....	142
Heiler .....	160
Dispute .....	179
Garde .....	199
Zeit .....	218
Zahlen .....	228
Schüler .....	236
Fragen .....	251
Sehnsüchte .....	268
Treue .....	296
Reue .....	309



## Namenlos

Angenommen, ich bin ein Gott. Habt ihr eine Ahnung, wie es ist, einer zu sein? Glaubt ihr denn, dass ich einer bin?

Ich bin ein Mensch. Doch momentan hat meine Meinung bei einem Savannenvolk ein unumstößliches Gewicht. Die meisten ihrer Angehörigen wagen nicht, mir zu widersprechen. Ich bin hier in eine Situation geraten ... unverschuldet und unbeabsichtigt. Andere sagen, ich war zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Aber ob das gut war? Wo fange ich an?

Ich kam aus dem südlichen Reich und reiste durch die Welt. Nicht freiwillig, versteht sich. Ich wurde aus meiner Heimat verbannt. An dessen nördlicher Grenze wurde ich ausgesetzt und bin nach Norden gewandert, durch einen unendlichen Wald, der zu meiner großen Freude ein Ende hatte. Jenseits des Waldes, den nie jemand durchquert hatte, durchschritt ich die Weiten einer Savanne. Das war der schlimmste Teil meiner Exilreise – obwohl ich bis dahin geglaubt hatte, der Wald sei grauenhafter. Ich litt oft Hunger und Durst. Ehrlich gesagt, weiß ich heute nicht mehr, wie ich das überlebte. Ich habe nicht nachgedacht, war immer weiter und weiter gewandert und hatte die Qualen aus meinen Gedanken verbannt.

An einem der ungezählten heißen Tage in der weiten trockenen Ebene kam ich an einer kleinen Schlucht vorbei – ein Erdriss. Ich hatte überhaupt nicht bemerkt, dass sich die Landschaft in die felsige Gestalt wandelte. Ich suchte nach Wasser, um meiner ausgetrockneten Kehle das Gefühl zu geben, am Leben zu sein. Den Hunger verdrängte ich, bis er übergangen war. Menschen kamen lange ohne Nahrung aus, aber nicht ohne Wasser. Dass es nicht schlau war, am

Rand einer Klippe nach Wasser zu suchen, leuchtet mir heute ein. Damals war mein Verstand von der Sonne weggebrannt.

Als ich den Abgrund entlangschritt, vernahm ich ein seltsames Röhren. Ich folgte dem Geräusch, von dem ich dachte, dass es ein sterbendes Tier sei, was für mich Essen bedeutete. Ich hoffte auf ein kleines, schwaches oder krankes Gnu oder etwas ähnliches, was eine willkommene Abwechslung und ein Segen gewesen wäre. Das Fleisch hätte mich gesättigt, das Blut meinen Durst gelöscht. Ich weiß, ekelhaft, aber in Extremsituationen macht man einiges, das man sonst nie machen würde.

Ich ahnte ja nicht, was oder wen ich entdeckte. Nichts hätte mich darauf vorbereitet. Es war ein Löwenjunges – glaubte ich zuerst – das zu nah am Abgrund gespielt hatte und hinunter auf einen Felsvorsprung gefallen war. Von dort aus war es nicht mehr in der Lage, hinaufzuklettern. Dazu waren die Wände zu steil. Das helle Röhren und Fiepsen war eine Art Hilferuf. Es erschrak, als es mich entdeckte, und erstarrte. Misstrauisch betrachteten wir einander, bis es aufstand und sich auf die Hinterbeine wie ein Mensch stellte! Es streckte seine Arme nach mir aus und flehte mich herzerreißend an, ihm zu helfen.

Ich war ... überrumpelt? Nicht nur, dass es aufrecht stand, nein, es sprach! Ich weiß bis heute nicht, warum Menschen und Leoniden eine ähnliche Sprache besitzen. Das gehört zu den Geheimnissen der Welt.

Als mich das kleine Ding mit Tränen in den Augen um Hilfe bat, brach meine Starre zusammen und ich entschloss mich, zu helfen. Denn wenn es hier war, gab es andere seiner Art. Vielleicht waren sie ja so freundlich, mir ein wenig Proviant für die Rettung eines ihrer Angehörigen zu schenken. Dass ich in dieser Situation überhaupt so weit dachte, grenzte an ein Wunder, so ausgezehrt wie ich war.

»Warte dort«, krächzte ich trockenen Halses und trat so nahe an den Abgrund, dass mir schwindelig wurde. Ich legte mich flach auf den Bauch und streckte den Arm nach dieser seltsamen Kreatur aus. Nur wenige Zentimeter trennten seine Pfote von meiner Hand. Ver zweifelt sprang das Kleine plötzlich hoch.

»Nicht!«, rief ich, doch es war zu spät. Es verlor auf dem schmalen Podest das Gleichgewicht und stürzte in den Abgrund. Nur durch seine schnelle Reaktion hielt es sich in letzter Sekunde fest, hing jetzt hilflos da unten und schluchzte.

Zuerst wusste ich nicht, was zu tun war. Ich kam zwar auf die Idee nach seinen Leuten zu suchen und sie herzubringen, doch so lange hielt sich das Junge nicht. Vorsichtig kletterte ich deshalb die Steilwand hinunter. Obwohl es nur wenige Meter waren, kam es mir schrecklich tief vor, bis ich endlich den Felsvorsprung erreichte. Anders als auf der Klippe konnte ich mich hier nicht flach hinlegen. Ich kniete nieder und streckte den Arm so weit wie möglich.

»Nimm meine Hand! Schnell!«, blaffte ich. Sofort hatte sich das Kleine festgekrallt und zog sich selbst hoch. Voller Angst stieß es seine Krallen in mein Fleisch, um nicht abzurutschen. Ich schrie auf. Mehr aus Überraschung, denn vor Schmerz.

Ich zog es hoch, es sah mich mit schreckgeweiteten Augen an. »Kletter' auf meinen Rücken«, sagte ich. Hastig änderte es seine Position und kraxelte dorthin, wo es mich sofort mit Armen und Beinen umklammerte. »Halt dich fest!«

Ich kletterte denselben Weg hinauf, den ich herunter gekommen war. Der Aufstieg gelang schneller und innerhalb einer Minute waren wir oben. Völlig außer Atmen zog ich mich über die Kante und blieb erschöpft auf dem Boden liegen. Das kleine Wesen sprang von mir weg und rannte davon. Ohne ein Wort des Dankes ließ es mich zurück.

»Warte!«, rief ich hinterher, doch entweder hörte es mich schon nicht mehr oder es ignorierte mich. Bald war es im hohen Gras verschwunden. Ich war nicht verärgert, dazu fehlte mir die Kraft. Dennoch wurmte es mich, dass es mir nicht mal gesagt hatte, wo das nächste Wasserloch oder ein Platz zum Ausruhen war. Mein einziger Anhaltspunkt war die Richtung, in die es sich davongemacht hatte.

Lange Stunden später, nach einer weiteren schrecklichen Wanderung ohne Verstand und Bewusstsein, brach ich zusammen. Meine Reiseutensilien lösten und verteilten sich auf dem Boden. Die tragenden Lederriemen hatten sich im Verlauf der letzten Tage gelockert, ohne dass ich mir die Mühe machte, sie wieder festzuzurren. Ich hatte womöglich schon andere Sachen verloren, es aber nicht bemerkt. Das letzte Geräusch, das ich hörte, war der Gong, als mein kleiner Kochtopf gegen einen Stein rollte. Dann umfing mich Dunkelheit.

Als ich aufwachte, aber noch nicht die Augen öffnete, glaubte ich, das Erlebnis mit der vermenschlichten Löwenkreatur sei eine Ausgeburt meines erschöpften Verstandes gewesen. So etwas Bescheuertes fiel nur mir ein. Ich war schon immer der Phantast in der Familie. Ein Grund, weshalb man mich oft gemieden hatte. Meine Leute waren ein Haufen purer Realisten, für die alles beweisbar sein musste, weil es sonst nicht existierte. Meine Schwestern sind mir gegenüber tolerant geblieben, hatten mich aber nicht selten nur mit ausgestreckten Armen angefasst. Zugegeben, meine Phantasien war bizarr. Wobei dieser Traum hier alles Bisherige übertraf.

Ein menschlicher Löwe. Was für ein Blödsinn.

Weil es nichts nützte, entschied ich mich schwerfällig dazu, die Augen endlich aufzumachen. Ich erwartete einen hellblauen Himmel gespickt mit der gnadenlos sengenden Sonne, die mir die Haut verbrutzelte. Umso überraschter war ich, als ich eine Zeltplane aus grob

gewobenem Stoff entdeckte, die sich über mein Blickfeld spannte. Ich sah mich um, bis ich über die geknüpften Teppiche, Krüge, Verzierungen und viele andere Dinge hinweg auf einem niedrigen hölzernen Tisch Brot, Fleisch und eine Schale mit Wasser entdeckte, die ich gierig fixierte. Ich kämpfte mich aus meiner Paralyse empor und zu dem Tisch hin, der einen Meter entfernt neben mir stand. Mein Magen sprang grummelnd hin und her. Ich verlor keine Zeit, stopfte das leckere Mahl in mich hinein und würgte es kaum gekaut herunter. Es war eine Geschmacksexplosion! Selbst fürstliche Speisen hätten das hier nicht übertrumpft. Es war göttlich!

Erst nachdem ich satt war, stellte ich mir die Frage, wo ich mich befand? Ich brauchte ein paar Momente, um mich dazu durchzuringen, aufzustehen und nach draußen zu schleichen. Zwar war ich schaulustig, aber ein Teil von mir wollte nicht hinsehen. Denn wenn es ein Traum war, wachte ich bestimmt in dem Moment auf, in dem ich das Zeltverdeck zur Seite schlug. Umso erstaunter war ich, ein Dorf aus Zelten sowie Ställen aus Pfählen mit Strohuberdachung zu entdecken, in denen seltsame kleine Vögel gehalten wurden. Ich schaute auf einen großen Platz, in dessen Mitte eine Art Totem stand. Doch das war nicht der Grund, weshalb ich staunte. Als ich einen kleinen Schritt heraustrat, sah ich in ein Löwengesicht, dessen Besitzer drei Meter entfernt von mir stand. Das Gesicht starrte zurück. Verdammt! Das war *doch* kein Traum gewesen! Der hier war um einiges größer als das Junge. Hilfe!

Es schrie auf, dass es mir in den Ohren wehtat, und alle anderen auf dem Platz in unsere Richtung sahen. Viele Augenpaare richteten sich auf mich. Ich kam mir vor wie auf dem Präsentierteller. Ein paar entfernten sich hastig, liefen durch das Zelt Dorf und riefen: »Er ist wach! Er ist wach!«

Wie sollte ich reagieren? Ich war inmitten des Dorfes dieser seltsamen Wesen. Wenn sie nur halb so kräftig und flink waren wie echte

Löwen, dann hatte ich keine Chance zu entkommen. Mutig schritt ich auf sie zu, misstrauisch wurde ich observiert. Als ich bei dem mir nächst Stehenden ankam – ich glaube, es war ein Mann, der buschigen und dichten Mähne nach zu urteilen – hob ich die Hand und grüßte ihn mit einem beklommenen »Hallo«. Seine Augen weiteten sich und ich war mir nicht sicher, ob er mich nicht gleich anfiel und das Genick brach. Stattdessen fiel er auf die Knie und rief: »Er hat zu mir gesprochen!« Nach ihm knieten die anderen vor mir im Gras.

Wenig später saß ich im Zelt des Anführers dieses merkwürdigen Volkes. Allein. Es war geräumig und großzügig mit allerlei Utensilien eingerichtet. Von der Zeltdecke hing ein Gebilde herab, das einem Traumfänger nicht unähnlich sah. Die Stoffwände waren mit Bildern verziert, für die ich keinen Blick hatte.

Wo war ich? Was passierte jetzt? Was wollten diese halb-menschlichen, halb-tierischen Wesen von mir?

Es dauerte nicht lange, da trat jemand durch das Zeltverdeck ein, der eine hohe Stellung innehaben musste, denn er trug ein verziertes Leibchen, das mit einem ledernen Gürtel über seinen Schultern gehalten wurde. Sein ganzer Körper war bemalt oder gar tätowiert und die Mähne mit unzählbaren dicken und dünnen Zöpfen verziert, die mit Perlen an ihren Enden zusammengehalten wurden. Nach ihm trat eine Frau ein, zu erkennen an ihrer fehlenden Mähne und dem großen auffallenden Ohrschmuck. Sie trug ebenfalls ein Leibchen, aber es war schmucklos, und um den Hals hingen ein Dutzend Halsbänder und Ketten, die ihre unbedeckte Brust betonten.

Wir betrachteten uns gegenseitig eine Weile abschätzend. Ich traute nicht, mich zu bewegen. Es war eine unangenehme Situation. Nach dem Aufruhr, den ich draußen verursacht hatte, fühlte ich mich in die Enge gedrängt.

Die beiden verbeugten sich und der Mann sprach mit kräftiger, dunkler Stimme: »Ich danke dir, Araksch. Du hast meinen Sohn gerettet.«

»Wir stehen tief in deiner Schuld«, ergänzte die Frau demütig. Stille.

Niemand bewegte sich oder gab einen Mucks von sich. Ich sah zwischen ihnen hin und her.

»Ä-ähm ...«, stammelte ich unbeholfen.

Wer war Araksch?

Da ich nicht wusste, wie ich antworten sollte, rückte ich gleich mit der Wahrheit heraus. »Ich weiß nicht, für wen ihr mich haltet, aber mein Name ist Nymnos«, sagte ich zögerlich.

Ich wusste nicht, wie sie reagierten, wenn ich ihre Vorstellung von wem auch immer zerstörte. Opferten sie mich dann oder verputzten sie mich zum Frühstück? Aber lügen war nicht drin. Ich hatte jede Menge Mist genau dadurch in meinen Leben angestellt, doch nie für jemand anderen ausgegeben.

Sie sahen einander verunsichert an. Er musterte mich skeptisch, sie senkte ihr Haupt und sagte tief berührt: »Nur die wahren Götter sind bescheiden! Du bist einer von ihnen!«

Ein Gott? Sie hielten mich für einen Gott? Mist! Wie kam ich denn da wieder raus? Ich versuchte, ihnen klarzumachen, dass ich ein Mensch war. Nichts weiter. Doch je mehr ich gegen ihre Annahme argumentierte, desto überzeugter schien sie, dass ich dieser Araksch-Gott sei. Er hingegen zweifelte. Am Ende platzte mir der Kragen.

»Ich bin kein Gott!«, sagte ich, fasste die Frau bei der Schulter und zwang sie, ihre Verbeugung zu unterbrechen. Sie sah mich mit großen Augen an.

»Ihr müsst Euch nicht vor uns fürchten, Ehrgebieter. Wir sind Eure Diener und Untertanen«, sagte sie gehetzt abwiegelnd.

Hilfesuchend sah ich zu dem Leoniden. So nannte ich sie spontan, mir fiel nichts Besseres ein. Ich trat einen Schritt zurück und wiederholte kopfschüttelnd: »Nein, nein. Ich bin kein Gott. Ich bin ein Mensch.«

Der andere erhob sich; er überragte mich stehend um mindestens eineinhalb Köpfe. Er legte seine schwere Tatze auf meine Schulter und sah mich mehrere schweigende Momente an, bevor er fragte: »Du sagst die Wahrheit?«

Ich nickte fast unmerklich.

»Hm«, machte er. »Dann danke ich dir trotzdem, Nymnos. Aber was sind Mensch?« Er kannte die Mehrzahl nicht.

Sie stellten sich als Ranogg und Klý vor und offenbarten mir eindringlich, dass ich für ihr Volk ein Gott war. Zu viele hatten mich gesehen. Sie erklärten mir, eine lange Mähne sei Zeichen von hohem Stand. Nun, wie soll ich sagen? Ich habe nie viel vom Haare schneiden gehalten. Ich schor sie mir bloß, damit sie in Form blieben. Mehr nicht. Dementsprechend lang waren sie. Sie reichten mir bis knapp über die Schulterblätter. Wegen meiner langen Exilreise ohne jegliche Annehmlichkeiten sahen sie zerzaust und strubbelig aus. Wie eine Löwenmähne eben. Das hatte Eindruck hinterlassen. Während ich bewusstlos war, hatte ihr Mediziner mich untersucht und mehrere Rituale an mir vollzogen. Er will festgestellt haben, dass ich göttlicher Abstammung war.

Wir einigten uns darauf, vorerst nichts von meiner wahren Herkunft zu verraten. Ich blieb für den Moment in ihrem Dorf, da ich kein wirkliches Ziel hatte und sie mir freundlich gesonnen schienen. Ein mulmiges Gefühl in der Magengegend blieb zurück. Vor seinem versammelten Volk stellte Ranogg mich als Mensch gewordener Gott Nymnos vor.

»Kaum einer von euch kennt ihn, weil er zu den alten Göttern gehört, die vor den Erdgöttern regierten. Er wandelt über die Erde auf der Suche nach einer neuen Heimat und bat mich, hierbleiben zu dürfen. Seid ihr damit einverstanden?«, rief er und der größte Teil der Leoniden stimmte begeistert zu. Ein paar schienen nicht überzeugt, so als wüssten sie von der Lüge. Erst später erfuhr ich, dass sie keine Ahnung davon hatten und ebenfalls an meine fingierte Göttlichkeit glaubten. Ihre Probleme galten ihrem Häuptling.

Ich war verschüchtert, genauso wie viele Leoniden. Ein paar hatten keine Berührungsängste und hießen mich mit einer festen Umarmung willkommen, was mir den Erstkontakt erleichterte. Ich glaube, das war das erste Mal seit langem, dass ich gelächelt habe.

Sie stellten mich den wichtigsten Leoniden der Gemeinschaft vor. Als Letzter trat einer hervor, der sich deutlich von allen abhob. Ein breiter Berg, sein Gesicht weiß gefärbt mit schwarz umrandeten Augen und Lefzen.

»Das ist Ku'papa«, sagte Ranogg, der neben mir stand. Er legte eine Tatze zum Gruß auf seine Stirn, dann auf die Brust. »Er ist unser Mediziner und hat dich als Gott erkannt.«

Ku'papa erwiderte Ranoggs Gruß und wandte sich dann an mich. Er entblößte sich abrupt, trat wenige Zentimeter vor mich und kniete. Zischend streckte er mir seine Zunge entgegen, wirbelte den Kopf zwei Mal von links nach rechts, nahm meine Hand und biss hinein. Ich schrak zurück, als der leicht stechende Schmerz meinen Arm durchzuckte. Er ließ mich ohne Gegenwehr los, erhob sich und stapfte dann ohne ein Wort davon. Ein bisschen Blut troff auf den Boden. Die Wunde war nicht der Rede wert und tat nicht mehr lange weh. Trotzdem wusste ich von dieser Aktion nichts zu halten.

»Er trinkt das Blut jedes Stammesmitglieds oder Besuchers«, erklärte Ranogg. »Nur so wissen wir, wer das Böse in sich trägt und wer nicht. Er wäre gestorben, wenn dein Blut schlecht wäre.«

Eine interessante Vorstellung, aber ob das half, die Guten von den Bösen zu trennen, bezweifelte ich.

Danach waren Ranogg und Klý so gastfreundlich mich vorläufig aufzunehmen. Ihr Zelt war zweckbedingt eingerichtet. Die wenigen Möbel und Regale waren dazu da, allerlei Utensilien zu verstauen – anders als zu Hause, wo sich manche Leute Möbel nur zur Zierde in den Raum stellten. Die Pfähle, die das Zelt aufrecht hielten, waren safrangelb gestrichen. An jedem stachen Bolzen oder Nägel heraus, an denen Werkzeuge, Kleidung, Schmuck und weitere wundersame Dinge hingen. Die einzigen Verzierungen waren die vielen Bilder im Zeltstoff, die Jagdszenen zeigten. Der Boden war, bis auf die Sitz- und Schlafplätze, kahl und von Gras befreit. In der Mitte war eine Feuerstelle, über der auf einem kompliziert aussehenden Gerüst ein großer Topf aus Ton kochte. Die Luft war erfüllt von würzigem Essensduft. Ich hatte riesigen Hunger.

Das Leonidenjunge, das ich gerettet hatte, saß ungeduldig im Zelt und wippte hin und her. Es war Ranoggs und Klýs Sohn. Sein Name war Darrá. Ich hatte ihn nicht erwartet, weil er sich in den vergangenen Stunden versteckt hatte. Er begrüßte mich nicht und während des von Klý schmackhaft servierten Gerichts, das mir vollkommen neu war und ungewohnt intensiv schmeckte, blieb er befangen.

Der Junge verbarg sich bei seinem gewaltig großen Vater und schielte immer wieder hinter dessen Schulter hervor. Wenn er glaubte, dass ich ihn nicht sah, beobachtete er mich neugierig. Ich fand es amüsant und spielte ein kleines Spielchen mit ihm. Ranogg und Klý bemerkten es und ließen uns für den Moment gewähren.

Sie taten sich ein schwer, ein Gespräch anzufangen. Ich konnte mir nicht annähernd vorstellen, was in ihnen vorging. Mir ging es umgekehrt nicht anders.

Wir belauerten einander und warteten auf eine Reaktion. Kinder waren unkomplizierter, wie Darrá mir auf – im wahrsten Sinne – umwerfende Art bewies.

In einem unbedachten Moment hatte er vergessen, sich zu verstecken, und greinte belustigt auf, als ich ihn angrinste. Im Handumdrehen kletterte er auf seinen Vater und sprang mich von dessen Kopf aus ins Gesicht an. Er umklammerte meinen Nacken und knabberte an den zerzausten, fettigen Haaren herum. Ich lachte auf, seine Eltern waren empört.

»Darrá! Sofort runter von ihm!«, fauchte Klý, Ranogg grollte tief.

Keine zwei Sekunden später ließ Darrá mich los und ging maulend auf seinen Platz. Er setzte sich und sah mich an, als hätte *ich* Schuld an dem Ärger.

»Bitte entschuldige«, sagte Klý. »Manchmal kommt das Jagdblut in ihm hoch.« Das war ein Ausdruck für: Er war sehr wild.

Ich war zwar ein bisschen verwundert über Darrás Reaktion, verzieh ihm aber den Überfall. Ich hatte es provoziert. Doch sein Gesicht! So griesgrämig! Anstatt Klý ordentlich zu antworten, lachte ich laut los. Das verstand Darrá als Beleidigung und plusterte seine Backen wie ein Frosch auf. Dann drehte er den Kopf eingeschnappt von mir weg.

Ich unterdrückte den Impuls, weiter zu lachen, obwohl mir das nicht leicht fiel. Stattdessen entschuldigte ich mich stockend bei ihm und erklärte, dass ich ihn nicht auslachte.

Ranogg und Klý sahen verwirrt drein, weil ich vor ihrem Sohn um Gnade bat.

»Du hast so trotzig geguckt, das fand ich lustig«, sagte ich.

Darrá blieb beleidigt und verschränkte die Arme wie eine kleine Prinzessin. Wenn er so weitermachte, polterte ich erneut los und war endgültig bei ihm unten durch.

»Ich will dich nicht in Schwierigkeiten bringen, ehrlich. Wenn dein Vater dich bestraft, mache ich es wieder gut. Versprochen«, bot ich an, was sein Interesse weckte. Er musterte mich herablassend wie ein arroganter König und nickte.

»Du musst morgen Dreckball mit mir spielen.«

»Darrá!«, echauffierte sich Klý über die Forderung ihres Sohnes.

Bevor Darrá etwas erwiderte, sagte ich: »Ich habe deinem Kind Probleme bereitet. Ich bin schuld und dafür stehe ich gerade. Wenn das seine Forderung ist, akzeptiere ich sie.«

Sie starrte mich überrumpelt an, während Ranogg sich prustend und auflachend an einem Stück Fleisch verschluckte, hustete und es ausspuckte. »Du hast ihn gehört«, sagte er zu seiner Frau. Dann zu Darrá: »Und *du* wirst morgen früh den Frauen helfen! Mit Gästen geht man beim Essen nicht wie mit Hyänen um. Danach kannst du ihn abholen.«

Begeistert und wieder sonnenfroh nickte Darrá eifrig, wandte sich mir zu und akzeptierte meine Entschuldigung.

»Du hast keine Ahnung, worauf du dich eingelassen hast«, grinste Ranogg schelmisch. Klý seufzte und schüttelte den Kopf.

Nachdem das Eis des Schweigens gebrochen war, fragten sie mich aus. Wer ich war und woher ich kam oder warum sie nie einen wie mich gesehen hatten?

Ich beantwortete ihre Fragen, so genau ich konnte, und schilderte ihnen die ewig scheinende Reise, auf der ich lange niemandem begegnet war. Seit ich meine Heimat verlassen hatte, waren schon ein paar hundert und mehr Tage vergangen, in denen ich mich in der fruchtbaren Wildnis durchgeschlagen hatte. Die Probleme hatten erst angefangen, als ich die trockene Savanne erreicht hatte.

Im Wald waren ausreichend Wild, Beeren oder andere genießbare Pflanzen gewesen. In kalten Nächten hatte ich Äste gesammelt, Feuer gemacht und überall Wasser gefunden. Sobald sich der Wald lichtete

und in die Savanne übergang, waren mir zumindest ein paar Gnu- oder Antilopenherden begegnet. Bäche oder kleine Wasserstellen waren rar, aber nicht unauffindbar. Dann entschied ich mich, in die Savanne vorzudringen. Ich hatte Vorsorge getroffen und Vorräte mitgenommen. Nie aber hatte ich damit gerechnet, nach nur zehn Tagen nichts Essbares mehr zu finden. Weder Tiere, noch Pflanzen. Nicht einmal Käfer. Nach drei weiteren Tagen waren alle Vorräte aufgebraucht und ich war in der Situation angelangt, mit der meine Geschichte hier anfang.

So erzählte ich. Zwar hörten mir alle drei aufmerksam zu, aber Ranoggs und Klýs Fragen zielten immer wieder darauf ab, von zu Hause zu erzählen. Wo es war, wie es dort aussah und ob es mehr von meiner Sorte gab? Sie wollten alles über den Ort meiner Geburt erfahren, den ich selbst hasste.

Ich berichtete ihnen mehr gezwungen denn gewollt von dem Reich weit im Süden, wo es nur Menschen gab. Ich erklärte, dass ich in einer Stadt aufgewachsen war. Ihnen aber begreiflich zu machen, was das war, gestaltete sich als schwer, da sie den Begriff nicht kannten. Städte gab es hier nicht.

»Eine Stadt ist eine große Anzahl von Häusern«, versuchte ich mich holprig an einer Definition, vergaß dabei aber, dass sie keine Ahnung hatten, was Häuser waren.

»Häuser? Du meinst Zelte?«, unterbrach mich Ranogg sofort.

»Äh, nein«, entgegnete ich. »Ich meine *Häuser*. Also ... äh ...« Ich kam mir vor, als hätte ich Wortfindungsstörungen. »Zelte mit Wänden aus Stein und einem Dach aus Holz und Dachschildeln.«

»Ihr habt Zelte aus Stein ... ?«, fragte Klý beeindruckt. Alle drei waren verblüfft.

»Wie groß ist ein Steinzelt?«, fragte Darrá und erleichterte mir die Antwort. Bei ihm musste ich deutlicher antworten, damit er es verstand.

»Jedes Haus hat drei bis vier Räume und es leben fünf bis sechs Personen darin«, antwortete ich so schlicht wie möglich. Es war eine komische Situation. Ich hatte das Gefühl, dass der kleine Leonide mehr verstand als seine Eltern.

»Und wie viele Steinzelte hat eine Stadt?«, fragte er dann.

Das war ebenfalls eine klare und zugleich extrem schwere Frage. Ich hatte keine Ahnung, ab wie vielen Häusern eine Stadt als Stadt galt.

»Das weiß ich nicht genau«, sagte ich ehrlich. »Aber meine Heimatstadt hatte ungefähr zehntausend Häuser und zählte trotzdem zu den kleinen Städten.«

»So viele!«, staunte Darrá. »Wie viel ist zehntausend?«

Es dauerte, bis ich ihre bohrenden Fragen zufriedenstellend beantwortet hatte und sie mich endlich in Ruhe ließen. Wieder war Darrá meine Rettung, der herzhaft gähnte und daran erinnerte, dass es schon spät war.

Klý breitete großzügig einen Teppich aus und legte darauf einen weiteren. Der Untere war aus getrocknetem verwirbelten Gras geflochten und diente dazu, das der zweite Teppich aus Baumwolle nicht schmutzig wurde. Der Stoff war weich und fein geknüpft, mit einem Streifenmuster verziert. Es musste Wochen oder Monate gedauert haben, in zu fertigen. Zum Schluss ein dritter, kleinerer zusammengerollter Teppich, der als Kissen fungierte.

»Du wirst keinen Schlaf finden, wenn du nach draußen gehst. Jeder will dich ausfragen«, meinte Ranogg.

»Danke. Ich bin froh, überhaupt an irgendeinem Ort schlafen zu dürfen«, sagte ich, legte mich seitlich hin und stützte den Kopf mit angewinkeltem Arm ab. »Das ist das erste Mal seit langer Zeit, dass ich einen richtigen Platz dafür erhalte. Wie kann ich mich erkennt-